

Drei Freunde – eine Straße - Ortstraßengeschichten -



Drei Freunde – eine Straße (Episode 1)

Da war es wieder- ein Gefühl von Ohnmacht und Hilflosigkeit. Ein Gefühl, das seinen ganzen Körper durchfuhr, ihn erzittern ließ, Schweißausbrüche und Gedanken an Flucht in seinem Kopf auslöste. Heftig nach Luft ringend und laut schreiend rannte Heiner die Treppe zum Boden hoch, zu seinem Lieblingsplatz, einem Uhlenloch im Giebel des neuen Rathauses, in dem er mit seinen Eltern und den beiden Geschwistern wohnte. Von hier aus hatte er einen tollen Ausblick auf die gesamte Ortstraße, die Dammstraße und Teile der Langen Straße. Von hier aus entging seinen aufmerksamen Blicken nichts von den kleinen und großen Schwächen der Bewohner. Doch heute lag die ganze Umgebung friedlich zu seinen Füßen. Nur ein paar Häuser weiter wurde gerade beim Schmied Wilhelm Frömke ein Pferd mit neuen Hufeisen beschlagen. Von dort breitete sich ein Geruch von verbranntem Horn aus und leichte Rauchschwaden stiegen in die Luft auf. Doch schon das hatte gereicht, um seine Erinnerungen an die große Feuersbrunst vor sechs Jahren wieder lebendig werden zu lassen.

Damals, am Nachmittag des 21. April 1869, war er ganz allein zu Hause gewesen. Seine Eltern und Geschwister waren gleich nach dem Mittagessen aufgebrochen, um Kartoffeln auf ihrem kleinen Acker auf dem Studert zu pflanzen. Sein Vater, der Gemeindediener Heinrich Wessel, hatte Heiner in der Küche eingesperrt, weil dieser vom Lehrer Lübmänn eine Strafarbeit aufgebracht bekommen hatte: „Schreibe 100-mal »Ich muss immer meine Hausaufgaben machen«!“ Heiner hatte bereits zwei Seiten in seiner schönsten Sonntagsschrift geschafft, als plötzlich ein Heidenlärm unten auf der Straße losbrach.

Er stürmte sofort zum Küchenfenster, riss es auf und sah, dass aus einem der strohgedeckten Fachwerkhäuser am unteren Ende der Ortstraße meterhohe Flammen und Rauchwolken schlugen. Der Funkenflug fand bereits in zwei weiteren, dicht nebeneinander stehenden Katen reichlich Nahrung. Ein heftiger Wind blies die Flammen über die breite Straße und in minutenschnelle brannten auch die dort stehenden Fachwerkhäuser. Menschen, vorwiegend ältere Personen und Kinder, schleppten Truhen, Bekleidung und Bettzeug in Richtung Aue. Vor ihnen jagten Schweine, Schafe und Ziegen zu der rettenden Mühleninsel. Die Sturmglocke der



Egbert van der Poel, - Feuer im Dorf -
© creativecommons.org

Laurentius-Kirche rief die Ackerbürger von ihren Feldern zurück, Löschmannschaften mit ihren Feuerspritzen aus den umliegenden Dörfern kamen angaloppiert, Eimerketten hatten sich an den beiden Pumpen in der Ortstraße gebildet und die Menschen versuchten, die Ausbreitung der Feuersbrunst zu bekämpfen. Aber all ihre Bemü-

hungen mit Spritzen, Nothaken und Löscheimern waren sinnlos gegen den nach verbranntem Fleisch stinkenden Qualm und die unmenschliche Gluthitze. Immer wenn ein weiteres Haus von den Flammen zerstört wurde, peitschte eine höllische Hitzewelle durch die Straße, die Fachwerkmauern brachen krachend ein und ein heftiger Ascheregen stürzte auf die mit den Flammen kämpfenden Leute herunter.

Aus den Archiven:

Es hatte in diesem Frühling längere Zeit trockenes Wetter geherrscht. Deshalb fanden die Flammen in den dicht nebeneinander stehenden Fachwerkhäusern, teilweise noch mit Stroh und Heideplaggen gedeckt, reichlich Nahrung. 46 Wohnhäuser mit mindestens ebenso vielen Nebengebäuden verbrannten bis auf die Grundmauern. Auch die Kornmühle an der Aue und die am anderen Ufer liegende Schleifmühle der Sensenschmiede und die Häuser auf der Mühleninsel fielen diesem Brand zum Opfer. 105 Familien mit 358 Personen wurden obdachlos. Viele hatten nur das nackte Leben retten können.

Aus dem Fenster heraus versuchte Heiner die flüchtenden Leute auf sich aufmerksam zu machen, doch alle seine Hilferufe gingen in dem übernatürlichen Getöse unter. Mehrmals trat er mit aller Kraft gegen die verschlossene Tür, doch sie sprang einfach nicht auf. Beißender Qualm strömte durch die Ritzen des inzwischen geschlossenen Fensters und brachte seine Lungen fast zum Zerplatzen. Mit letzter Kraft schleppte sich Heiner unter den Spülstein, dann wurde es dunkel um ihn. „Ich habe

ihn ...“, waren die letzten Worte, die er halb ohnmächtig vor Angst wahrnahm.

Als Heiner wenig später die Augen aufschlug, blickte er in das glücklich lächelnde Gesicht der Gemeindegemeinschafts Schwester Meinkings Hilde. „Da ist er ja wieder“, munterte sie ihn mit zwei weiteren leichten, belebenden Backpfeifen auf. „Dein Vater hat dich gerade noch rechtzeitig aus dem Rathaus gerettet. In ein paar Tagen geht es dir schon wieder viel besser!“ Dann flößte sie ihm mehrere Esslöffel mit einem Gebräu aus Baldrian und Lebertran ein. „Der Junge muss jetzt viel an die Luft, er darf sich nicht zu sehr anstrengen und diese Medizin musst du ihm in den nächsten Tagen verabreichen. Dann werden sich seine Ängste an die verheerenden Erlebnisse während des Brandes auch bald gelegt haben.“ Mit diesen Mahnungen an Heiners Mutter wandte sich Schwester Hilde den vielen anderen Verletzten zu.

Seine Mutter nahm ihn in die Arme und redete beruhigend auf ihn ein: „Du musst wohl einen Schutzengel gehabt haben, der dich und auch das Rathaus behütet hat. Bis auf drei Häuser sind alle anderen in unserer Straße und un‘ Damme abgebrannt.“

Das war nun sechs Jahre her. Wenn dann bei Heiner doch wieder die Bilder, Gerüche und Geräusche der Brandkatastrophe hochkamen, schaute er aus seinem Uhlenloch auf die inzwischen wieder aufgebauten Häuser und die nachgewachsenen Pappeln in der Ortstraße herunter und seine Ängste waren im Nu verflogen.



Drei Freunde – eine Straße (Episode 2)

„Du sollst nicht töten!“

Was ist das?

„Wir sollen Gott fürchten und lieben,
dass wir unserem Nachbarn

an seinem Leibe keinen Schaden und Leid tun,
sondern ihm helfen und beistehen in allen Nöten!“

Schon zigmal hatte Heiner die Verse und die Erklärung des 5. Gebotes aus seinem Kleinen Katechismus vor sich hingemurmelt, doch sie wollten einfach nicht in seinem Gedächtnis haften bleiben. Morgen war Konfirmandenstunde bei Pastor Tietz und bis dahin musste er die ersten fünf Gebote auswendig können! Und jetzt fingen auch noch die Schweine seines Nachbarn von gegenüber, Hermann Hasselbusch, mächtig an zu quieken, was ihn in seiner Konzentration noch mehr störte. Aber vielleicht hatte ja das laute Schweinegequiecke etwas Besonderes zu bedeuten? Heiner warf seinen Katechismus in die Ecke und stürmte zu seinem Ausguck, dem kleinen Uhlenloch im Rathausgiebel.

Da ging auch schon die Tür zum Schweinestall auf und Hausschlachter Vogts Karl und sein Gehilfe Fernand zogen ein mächtiges Schwein an einem Hanfseil am Vorderbein aus dem Stall. Die Schnauze des Schweins war ebenfalls mit einem Seil umwickelt. „Schlachten“, schoss es Heiner durch den Kopf, „da gibt’s bestimmt was zu erleben!“ Ruck, zuck, die Treppe runter und rüber nach Hasselbusch. Einige Kinder aus der Straße waren auch schon da. „Wird höchste Zeit, dass du kommst, das Schwein wird gleich abgestochen!“, riefen sie ihm zu.

Die beiden Schlachter hatten das brüllende Schwein an einem Eisenhaken an der Wand festgebunden. Es zerrte zwar immer noch wie wild am Seil, doch langsam wurden seine verzweifelten Befreiungsversuche weniger, und nach ein paar Minuten hatte es sich ganz beruhigt. Schnell stellte sich Fernand breitbeinig über das Schwein und klemmte es mit seinen Schenkeln gleich hinter den Ohren ein. Schlachter Vogt holte mit der Axt aus und ließ das stumpfe Ende etwas oberhalb der



Augen auf den Schweinekopf niedersausen. Die Kinder erschauerten beim Geräusch der berstenden Knochen. Das Schwein brach nach vorn zusammen und war mit einem Schlag betäubt. Jetzt musste alles Weitere schnell gehen, bevor das Tier wieder wach wurde! Inzwischen war auch der Hofbesitzer, Hasselbuschs Hermann, dazugekommen, gemeinsam hievten die drei Männer das fast vier Zentner schwere Schwein auf die

Alle Bilder: Bundesarchiv, „Schlachtung eines Schweins“, © creativecommons.org/

Schlachtbank und drehten es auf die Seite. Inzwischen war auch der Hofbesitzer, Hasselbuschs Hermann, dazugekommen, gemeinsam hievten die drei Männer das fast vier Zentner schwere Schwein auf die Schlachtbank und drehten es auf die Seite. Karl zog sein Schlachtmesser aus dem Hosenbund und stach es ihm in die Halsschlagader. Henni Hasselbusch stellte sofort zwei Holzeimer unter die Wunde und fing das herausspritzende Blut auf. Zwei Mägde begannen das Blut umzurühren, damit es nicht gerinnen konnte, denn es wurde später für die Herstellung der Rotwurst gebraucht. Nun ging es mit dem Schwein in den Brühtrog.

Dort gossen sie heißes Wasser über das Schwein - aber vorsichtig, damit das Fleisch nicht verbrühte. Daraufhin wurden die Haare mit scharfkantigen „Borstenschabern“ abgeschabt. Mit vereinten Kräften wurde das Schwein aus dem Brühtrog auf die Schlachtbank befördert, mit Messern fein rasiert und die letzten Haare entfernt.



Nachdem die Sehnen der Hinterbeine freigelegt waren, zog man ein Krummholz durch die Sehnen. Wieder war kräftige Hilfe gefordert, denn jetzt kam ein sehr wichtiger Moment: Wenn das Schwein auf der Leiter hing, gab's den ersten Schnaps! „Wenn das Schwein am Haken hängt, wird der erste eingeschenkt!“, lautete ein alter Schlachterspruch.



Schlachter Karl begann, das Schwein auszunehmen. Zuerst wurden die Gedärme herausgenommen und in eine mit warmen Wasser gefüllte Molle gelegt. Lunge und Leber wurden mit Fleischerhaken an die Leiter gehängt. Nun kam das Hackebeil zum Einsatz, das Rückgrat wurde gespalten. Das

Schwein war in zwei Hälften geteilt. Während die Mägde die Därme, die Blase und den Magen für die Wurstzubereitung säuberten, warteten die Männer auf den Fleischbeschauer, Tierarzt Dr. Balke. Der ließ aber lange auf sich warten, und so machte die Schnapsflasche so manche weitere Runde, denn inzwischen hatten sich auch ein paar Nachbarn eingefunden, um das Schwein zu begutachten. Wichtig war, wie viel Speck ein

Schwein auf den Rippen hatte. Es wurde festgestellt, dass Hasselbuschs Schwein vier Zentimeter Speck unter der Schwarte hatte. Siemann sagte, dass Klingmeiers Schwein letzte Woche nur zwei Zentimeter gehabt hätte und das wäre dem Ansehen eines richtigen Bauern nicht angemessen gewesen!



Inzwischen war auch Tierarzt Balke eingetroffen und führte die Trichinenschau durch. „Das Schwein ist trichinenfrei, ihr könnt mit dem Wurstmachen beginnen“, war sein Urteil. „Gott sei Dank“, meinte Henni Hasselbusch nur, „denkt doch mal an die armen Knüppels vom Hausplatz. Bei denen ist letzten Winter die ganze

Familie bis auf die beiden kleinen Zwillinge elendiglich an der Trichinenseuche verreckt. Das kann uns jetzt nicht passieren!“ Somit war die Arbeit des ersten Schlachtages geschafft.

In der Hoffnung auf eine kleine Leberwurst ging Heiner am nächsten Morgen wieder zu Hasselbuschs rüber. „Gut, dass du kommst“, begrüßte ihn der, „meine Frau will heute noch Sülze machen, dafür brauchen wir unbedingt die Sülzenpresse. Karl meint, Schneider Bargemann auf dem Blanken Pohl hat sich die Presse ausgeliehen. Wir haben hier noch genug für das Wurstmachen vorzubereiten. Kannst du nicht eben mal dahin gehen und die Presse holen?“

„Mach ich“, sagte Heiner und zog los. Vogts Karl und sein Gehilfe Fernand wurstelten inzwischen schon wieder in der Waschküche. Sie hatten einen großen Fleischwolf und eine Füllmaschine mit Trichter zum Einfüllen der Wurstmasse in die Därme, Blase und Magen mitgebracht. Sie überprüften alle Geräte und Behälter auf Sauberkeit, dann zerlegten sie die beiden Schweinehälften und verteilten die Stücke je nach gewünschter Fleisch- oder Wurstart auf verschiedene Holzmollen. Das Wurstmachen mit den geheimen



Würzmischungen des Hausschlachters konnte beginnen. Unverzichtbare Gewürze waren z.B. Kochsalz, Pfeffer (weiß), Nelkenpfeffer, Muskatnuss, Knoblauch (mit etwas Schnaps gemischt), Salpeter, Zucker, Majoran, Kümmel, Senfkörner und Zwiebeln.

Als Heiner bei Schneider Bargemann ankam, erfuhr er, dass die Presse dort nicht mehr war, Bargemann hatte sie an Groten Heinfried auf dem Jammer weiter verliehen. Doch auch dort war sie nicht mehr. Nun sollte sie bei Dörgen Wilhelm auf dem Döhrenkampe sein. Also machte sich Heiner auf den Weg quer durch Liebenau zum Döhrenkamp. Doch dort sagte man ihm, dass die Sülzenpresse inzwischen beim Förster Rinck auf dem Rotenkampe gelandet sei. Und tatsächlich: beim Förster hatte er Glück. „Sie steht bei uns im Keller, ich schicke schnell meinen Knecht Hermann nach unten. Der packt sie dir auf eine Schiebkarre. Setz dich man erst in die Küche und wärm dich auf. Dann musst du dich aber beeilen, es wird schon bald dunkel und es fängt auch noch an zu schneien. Hermann deckt dir die Presse mit ein paar Kartoffelsäcken zu, sie darf nicht nass werden. Die Karre kannst du mir morgen wiederbringen!“

Als Heiner mit der Karre losschob, stöhnte er: „Ich hätte gar nicht gedacht, dass eine Sülzenpresse so schwer sein kann.“ Nach Liebenau ging es glücklicher Weise meistens bergab, und so kam Heiner noch in der Dämmerung wieder beim Bauern Hasselbusch an. Die Männer saßen noch in fröhlicher Runde in der Waschküche, so dass Heiner die Karre auch gleich dorthin schob, und die Presse unter den Kartoffelsäcken hervorholen wollte. Doch was musste er da sehen? „Das soll eine Sülzenpresse sein!“, rief er wütend aus. „Vier dicke Feldsteine haben sie mir beim Förster auf die Karre geladen! Ihr gemeinen Hunde! Ihr habt das alles gewusst! Mich so reinzulegen!“ Dicke Tränen kullerten ihm über die Backen. „Nimm’s nicht so ernst“, tröstete ihn Hasselbuschs Hermann, „dafür bekommst du morgen auch eine große Leberwurst und den Schweineschwanz. Damit könnt ihr dann den Mädchen aus der Ortstraße einen Streich spielen. Die Karre kannst du morgen mit meinem Pferdewagen zurückbringen!“ „Die Steine ballere ich ihm aber vor die Tür, in den Keller schleppen kann er sie dann alleine“, sagte Heiner, schon ein bisschen besser gelaunt!

Welchen Streich Heiner und seine Freunde den Mädchen mit dem Schweineschwanz spielten, ist eine ganz andere Geschichte. Vielleicht wird sie bei passender Gelegenheit einmal erzählt!

Exkurs: Konservierung von Fleisch- und Wurstwaren in vergangenen Zeiten:

Noch bis weit in das 20. Jahrhundert hinein waren die Menschen auf dem Lande noch „Selbstversorger“. Von den geschlachteten Tieren wurde alles, vom Schwanz bis zu den Ohren, als Nahrungsmittel verwendet. Da die Hausschlachtung vom Spätherbst bis über die Wintermonate ging, konnten Fleisch und Wurst in der kalten Witterung nicht so schnell verderben. In Liebenau waren folgende Haltbarkeitsmethoden üblich:

1. Kochen im Waschkessel
 - Fleischstücke und Würste werden in schwach kochendem Wasser gegart.
 - die Würste (Leber-, Rot- und Sülzwürste) werden so gekocht verzehrt oder zusätzlich im Räucherofen über Buchenholz geräuchert.
 - das Fleisch wird in Gläsern in einem Einkochtopf eingekocht oder eingesalzen (gepökelt).
2. Räuchern über Sägespäne aus Buchenholz
 - Vorder- und Hinterschinken, Speck und Mettwürste werden einen Tag lang oder über mehrere Wochen, oft auch vorher gepökelt, im Rauch monatelang haltbar gemacht.
3. Einsalzen
 - Kleinfleisch, wie „Pötgen“, Ohren, Schnauze und Schwanz, aber auch Knochen werden in einem Einmachglas eingesalzen oder in einer Salzlake luftdicht verschlossen.

Die Methode des Einkochens wurde erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts gebräuchlich.
4. Braten
 - Bratenfleisch wird in Stücken in der Pfanne gebraten, gewürzt und in großen Gläsern zusammen mit Bratensaft eingekocht.
5. Auslassen
 - fetter Speck oder Flomen werden in einer Pfanne erhitzt und nach dem Erkalten als Schmalz verwendet.

Knipp (Grützwurst aus Kopf, Bauch und Schwarte) wird kaltgestellt und im Zeitraum von bis zu mehreren Wochen wieder aufgewärmt. Mett (Gehacktes, Hackepeter aus guten Fleischstücken) wird am ersten oder zweiten Tag frisch verspeist oder zu Frikadellen gebraten. Einlegen in Essig, Lufttrocknen und Dörren waren in Liebenau nicht üblich.

Wenn schließlich alle Fleischstücke, Schinken und Würste in der Vorratskammer lagerten, kam der Höhepunkt der Schlachtetage: das gemeinsame Essen einer Schlachtplatte mit frischem Bauch, Mett und Knipp mit Brot und Sauerkraut. Dazu wurde natürlich auch der eine oder andere Verdauungs-Schnaps getrunken, denn ohne den wäre man bei der fettreichen Kost nicht in den Schlaf gekommen!



Kleine Trichinenkunde

Trichinen und Finnen leben als Parasiten (Schmarotzer) in der Skelettmuskulatur von Säugetieren, Vögeln und Reptilien. Die Übertragung auf einen neuen Wirt – so auch auf den Menschen – erfolgt ausschließlich durch den Verzehr von rohem Fleisch. Das Schwein stellt die Hauptinfektionsquelle für den Menschen dar. Mit Trichinen infiziertes Fleisch (rohes Schweinefleisch, verarbeitet zu Rohwürsten, Schinken oder Gehacktem) kann nach dem Verzehr beim Menschen die Infektionskrankheit „Trichinellose“ hervorrufen. Im 19. Jahrhundert starben ganze Familien nach dem Verzehr von verseuchtem Schweinefleisch. Die Erkrankung verläuft zu Beginn der Infektion meist unspezifisch mit Schwäche, Bauchschmerzen, Übelkeit, Erbrechen und Durchfall. Um das zu verhindern, wurde die Trichinenschau (Fleischschau) eingeführt.

Drei Freunde – eine Straße (Episode 3)

Die Glocken der St. Laurentius-Kirche begleiteten die Männer, Frauen und Kinder auf ihrem Heimweg vom sonntäglichen Gottesdienst, die Kirchstraße hinunter, über beide Auebrücken und nach links in die Ortstraße. Die Jungen und Mädchen spielten dort mit ihren Freunden, die Frauen strebten in ihre Küchen, das Sonntagsessen musste ja pünktlich um 12 Uhr auf dem Tisch stehen. Nur einige Männer zog es zu Tätjenhorst, der Gastwirtschaft am Anfang der Ortstraße. Acht gewerbetreibenden Familienoberhäupter aus dieser Straße versammelten sich getrennt von den anderen Ackerbürgern immer in einem



Hinterzimmer der Wirtschaft. Was gab es da für Heimlichkeiten zu besprechen? Heiners Neugier war natürlich sofort geweckt. Er lauschte angestrengt aus seinem Uhlenloch, doch außer ein paar Gesprächsfetzen schallte nichts durch die halb geöffnete Dachluke

des Hinterzimmers zu ihm hinüber. Wörter wie „Tanzen, Spanierin, Tisch“ konnte er gerade noch aufschnappen, doch darauf konnte er sich keinen Reim machen. Kurz vor 12 Uhr löste sich die Runde auf, und die Männer eilten ihrem Sonntagsbraten zu. Und wie immer wurde Schneider Hormann dabei von den Spottversen der Kinder begleitet: „De Schnieder, de Schnieder, de neihet hüt keen Mieder. He sitt upn‘ Schapp un schitt, sein Äten nimmt he mit!“

Beim Essen fragte Heiner seinen Vater: „Du, Papa, weshalb verspotten die Kinder unseren Schneider eigentlich immer mit diesem Lied?“ „Das musst du jetzt noch nicht wissen, ich erzähle es dir später einmal!“ Doch Heiner quengelte immer weiter, bis sein Vater endlich klein beigab, denn auf seinen Mittagsschlaf wollte er nun auch wiederum nicht verzichten. „Also, pass auf! Das kam so: Unsere Honoratioren in der Ortstraße langweilten sich schon seit langem an ihren Stammtischen mit Kartenspiel und Klatsch und Tratsch. Da hatten Tätjenhorst und Tanzlehrer Knüppel einen tollen Einfall. Sie wollten alle paar Sonntage

eine Dame aus einem Etablissement in Nienburg kommen lassen, die ihnen dann auf dem Tisch tanzend und bei feuriger Schifferklavierbegleitung durch Tätjenhorst den kargen Sonntag etwas versüßen würde. Die Bezahlung der Dame sollte durch Losentscheid erfolgen. Alle waren damit einverstanden, und schon bald fand der erste feurige Sonntag statt. Alle amüsierten sich prächtig, die Stimmung hätte nicht besser sein können. Das Los fiel auf unseren Schneider Hormann. Doch anstatt die Scheinchen auf den Tisch zu blättern, sprang der wutentbrannt auf und schrie: „Diese Schweinerei mach ich nicht mit. Das ist gegen meine Moral! Was ist das hier bloß für ein Sündenpfuhl!“ Schnell trank er noch sein Bier aus, dann rannte er aus dem Raum.

„Das ist gegen unsere Abmachung, das dürfen wir uns nicht gefallen lassen. Bis zum nächsten Stammtisch denke ich mir eine gehörige Strafe für den geizigen Schneider aus“, kommentierte ihr Vorsitzender, Nathan Weinberg, Hormanns Abgang.

Und so überlegten sich Weinberg und Tätjenhorst Folgendes: Weinberg sollte beim nächsten Stammtisch eine Runde ausgeben und Tätjenhorst würde in Hormanns Bier einen großen Löffel Rizinusöl, das er vom Tierdokter Balke für sein von Koliken geplagtes Pferd bekommen hatte, geben. Das Mittel wirkte bereits nach zehn Minuten, und Hormann rannte, seinen Bauch fest umklammernd, im Schweinsgalopp nach Hause aufs Plumpsklo. Man erzählt, dass er die ganzen nächsten zwei Tage auf dem Donnerbalken verbracht haben soll! Mit den Auftritten von Senorita Fatima war es natürlich auch erst einmal vorbei! So, jetzt kennst du die Geschichte von dem Spottlied. Aber bitte merk dir eins: In unserem Ort sind die Geschäftsleute seit jeher gleicher als wir normalen Bürger. Was die dürfen, dürfen wir noch lange nicht. Wenn wir uns so benehmen



Trizek, Rachel Brice
© creativecommons.org

würden, würde man sich über uns das Maul zerreißen, bei ihnen sind solche Fehlritte jedoch gang und gäbe! Und nun gönne mir meinen Mittagsschlaf!“

Drei Freunde – eine Straße (Episode 4)

„Mensch, Schommi, du bist ja tatsächlich einmal pünktlich!“, rief Heiner seinem unten auf der Straße mit einem Stoffbeutel winkendem Freund zu. „Komm schnell auf den Boden, ich will dir was zeigen!“ „Was gibt es denn so Wichtiges?“, wollte Schommi wissen. „Na, dann steck mal deinen Kopf durch das Uhlenloch und kuck nach rechts die Straße runter!“

„Das gibt’s doch wohl nicht. Ist die alte Dohrmannsche denn vollkommen verrückt geworden? Sie hat uns zwar schon immer von unserem Lieblingsplatz mit einem Besen verjagt, doch dass sie nun auch noch unseren Spielplatz mit Stacheldraht eingezäunt hat, ist eine Schweinerei!“, schimpfte Schommi mit hochzornigem Gesicht.



Zwischen den Grundstücken der Witwe Dohrmann und der Familie Cohn lag eine kleine Fläche, die nicht mit Steinen gepflastert war. Diesen Sandplatz hatten die Kinder der Ortstraße schon seit ewigen Zeiten als Treffpunkt und zum Spielen von Knicker, Pottball, Kippel-Kappel, Messerwerfen und Hinke-Pinke benutzt.

„Das lassen wir uns nicht gefallen“, donnerte Schommi los, „wenn es nachher richtig dunkel ist, ziehen wir los, zerschneiden den Stachel-

draht, reißen die Holzpfähle raus und schmeißen der Witwe das ganze Gelumps über die Mauer in ihren Garten! Klar?“

„Nun beruhige dich erstmal wieder. Heute ist doch Martinstag, wir wollen gleich von Tür zu Tür ziehen und uns unsere Beutel mit Obst und Süßigkeiten füllen lassen. Hast du das Matten-, Matten-, Mährenlied

noch mal geübt?“ „Hab ich“, versicherte Schommi. „Dann lass uns losziehen, es wird schon dämmrig! Wir müssen die ersten sein, dann bekommen wir bestimmt die besten Sachen!“

Heiner und Schommi begannen ihren Bittgesang beim Nachbarn Hesterberg:

*„Matten, Matten, goen Matten! Appels un Bärn schmeckt goot,
schmiet mi wat in'n Pelzhoot! Loat mi goan, loat mi goan,
mott noch dree, veer wägens goan.*

Ich hör die Schlüssel klingeln, ich hör die Schlüssel klappern.

Ein Rosenblatt, wie schön ist das, junge Frauen gebt uns was!“

Kaum hatten sie ihr Lied beendet, da erschien auch schon Tante Hesterberg an der Haustür. „Das habt ihr aber gut gemacht“, lobte sie die beiden. Hier ist für jeden ein großer Apfel. Wenn ihr unseren kleinen Heinzl mitnehmt, bekommt ihr auch noch ein Kaiser's Brust-Caramelle Bonbon“. „Machen wir“, riefen beide wie aus einem Mund.

Am Ende der Straße wechselten sie auf die andere Seite. Vor jeder Haustür sangen sie ihr Martinslied und ihre Beutel wurden immer voller. Neben Cohns Haus begutachteten sie den neuen Stacheldrahtzaun genauer. „Hier kneifen wir ihn nachher durch und schmeißen alles über die Mauer in ihren Garten!“, sagte Schommi wütend.

Auch vorm Haus der Witwe Dohrmann schmetterten sie ihr Lied so laut sie konnten. Doch niemand öffnete und belohnte sie für ihr Singen.

Mit „Witten Tweern, schwatten Tweern, ole Hexen gävt nich geern“ bedankten sich die drei Jungen noch lauter als zuvor.

Da krachte plötzlich die Haustür auf, und die vor Wut keifende Witwe Dohrmann stürzte besenschwingend auf die Straße hinaus. „Von wegen alte Hexe, mit dem Besen will ich euch die Höflichkeit zu alten Leuten schon einprügeln!“

Die Jungs rannten mit ihren schweren Beuteln so schnell wie sie konnten davon. Doch Klein-Heinzi rannte vor lauter Angst in die falsche Richtung. Und da war es auch schon passiert. Heinzi hatte sich mit seiner Hose in dem Stacheldraht verfangen und schrie und weinte vor Schmerz. Mehrere Menschen waren durch den Lärm aus ihren Häusern gelockt worden und trauten ihren Augen nicht, denn in diesem Moment ging etwas Wunderbares in der Ortstraße vor: Die Witwe Dohrmann warf den Besen weg, rannte in ihr Haus zurück, eilte mit einem Handtuch zu dem

im Stacheldraht heulenden Heinzi und wickelte das Tuch fest um das verletzte Bein.

„Kommt, helft mir“, rief sie Heiner und Schommi zu. Gemeinsam befreiten sie Heinzi aus dem Zaun, wobei ihm Witwe Dohrmann immer wieder tröstend zuredete. Dann trugen sie den Jungen in die Küche. Witwe Dohrmann reinigte und verband die kleine Wunde und erleichtert sagte sie zu Heiner und Schommi: „Es tut mir so leid. Gleich morgen früh reiße ich den Zaun ab und ihr dürft - wann immer ihr wollt - wieder da spielen. Außerdem habt ihr ganz toll gesungen. Dafür bekommt ihr jetzt noch jeder einen Groschen! Bis morgen!“

Kleine Spielkunde



Deutsche Fotothek, Kinder auf dem Feld bei der Ernte
© creativecommons.org

Kindern auf den Dörfern wie Liebenau hatten viele Freiräume zum Spielen. Wiesen mit Bächen, kleine Wälder, Scheunen und viele nicht gepflasterte Flächen gaben genug Raum zum Spielen her. Aber ganz so idyllisch ging es auf dem Land auch nicht zu. Viele Kinder mussten ihren Eltern auf den Feldern, im Stall oder im Haushalt helfen. Viele Arbeiten konnten mit

Spiel verbunden werden. Kinder erledigten Botengänge oder hüteten Gänse, Kühe, oder Ziegen. Da blieb nicht immer viel Zeit zum Spielen übrig. Außerdem gab es seit dem 19. Jahrhundert eine flächendeckende Schulpflicht.

Die Eltern gaben Grenzen vor, räumliche Grenzen, und Grenzen, von dem, was die Kinder tun durften, um Unfällen vorzubeugen. Streng verboten waren Spielen und Baden an der Aue. Neben der eigenen Straße spielten die Kinder gern auf dem Hausplatz, der Löwinne und um die Kirche herum. Beliebt waren Versteckspiele um den „Pudding“. Um nicht durch allzu schlechtes Benehmen aufzufallen, war es den Eltern wichtig, dass ihre Kinder Erwachsene grüßten. Streit zwischen Kindern interessierte die Eltern dagegen nicht.

„Die Natur will, dass die Kinder Kinder seien,
ehe sie Erwachsene werden.
Wollen wir diese Ordnung umkehren,
so werden wir frühreife Früchte hervorbringen,
die weder Saft noch Kraft haben:
jugendliche Greise und greise Jugendliche“.
Jean Jacques Rousseau

Kippel – Kappel

Kippel-Kappel war ein altes Liebenauer Kinderspiel. Man benötigte ein ca. 10 bis 15 cm langes, an beiden Enden zugespitztes Stück Holz von wenigen Zentimetern Durchmesser. Dies war dann der Kippel. Der Kappel war ein möglichst runder, harter und gerader Knüppel von ca. 0,5 bis 1 m Länge und einem Durchmesser, der gut in einer Kinderhand lag.

Zwei Mannschaften von 2 bis vier Spielern spielten gegeneinander. Die beginnende Mannschaft wurde durch „Piss – Pott“ ermittelt. Der erste Spieler legte den Kippel über zwei Pflastersteine. Dann schob er den Kappel unter den Kippel und versuchte ihn so weit wie möglich „wegzuhebeln“. Die gegnerische Mannschaft, die in etwa 3-5 m Entfernung Aufstellung genommen und sich etwas verteilt hatte, versuchte den Kippel zu fangen oder gar zu köpfen, was natürlich



Fonzie, Kibbel-Kabbel Spielweise
© creativecommons.org



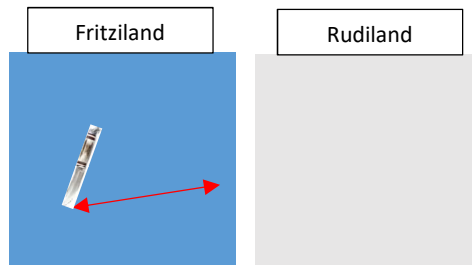
Barrystapp, Kippel Kappel
© creativecommons.org

schmerzhaft sein konnte und oftmals eine Beule nach sich zog, aber 50 Punkte brachte. Für das Fangen gab es ebenfalls Punkte, mit einer Hand 20 oder mit beiden Händen 10 Punkte. Wurde der Kippel nicht gefangen, erfolgte ein Wechsel. Sieger war die Mannschaft, die nach mehreren Durchgängen die meisten Punkte hatte.



Landstechen oder Landklauen

Ein ca. 1 m² großes Feld wird in zwei gleiche Felder geteilt. Jedem Spieler gehört ein Feld. Ziel des Spiels ist es, das Feld seines Gegners zu erobern.



Jeder Spieler steht in seinem Feld. Mit einem Messer wird nun versucht im gegnerischen Feld ein Stück „abzustechen“, indem das Messer ins gegnerische Landstück geschleudert wird. Bleibt das Messer in der Erde stecken, wird in der Richtung der Messerschneide eine neue Grenzlinie gezogen, also das „abgesteckte“ Land dem Gegner weggenommen. Fällt das Messer dagegen um, ist der Gegner am Zug und versucht nun, sein verlorenes Land wiederzugewinnen oder sein Land sogar noch zu vergrößern. Wenn ein Spieler so viel „Land“ verloren hat, dass er in seinem Feld nicht mehr stehen kann, dann muss er aus dem Feld heraustreten. Gelingt es dem Gegner, nun noch dreimal ins kleine, verbliebene Feld zu treffen, ist er der Sieger.

Ein weiteres Messerspiel war „Messerstechen“

Beim „Messerstechen“ ist ein Messer von irgendeiner Körperstelle, z.B. von der Handfläche, vom Handrücken, vom Armgelenk, von der Schulter, der Nase, der Stirn, vom Knie, aus dem Munde, so auf den Boden zu werfen, dass die Messerspitze im Boden steckenbleibt. Der Sieger erhält einen vorher festgesetzten Preis.

(Bitte nicht nachmachen! Die Messerspitze kann auch mal im Fuß landen. Und das ist nicht das Ziel dieses Spiels!)



Hinke Pinke
© creativcommons.zero

Hinke – Pinke

Für dieses Hüpfspiel wird das Spielfeld mit einem Stock in den Sand geritzt. Weiter braucht man zum Spiel einen kleinen Stein. Der erste Spieler wirft nun einen Stein in das Feld mit der Nummer 1. Dann springt er mit einem Bein los, wobei er das Feld mit dem Stein überspringt. Er hüpfte nacheinander in die Felder 2 bis 9. Die Doppelfelder (4 und 5, 7 und 8) dürfen mit beiden Beinen besprungen werden. Im Kasten Nummer 9 dreht er sich beim Sprung halb um. Danach hüpfte er bis zur 2 zurück. Dort hält er an und hebt den Stein auf. Mit diesem in der Hand

hüpfte er zurück aus dem Spielfeld.

Nun beginnt er erneut. Im zweiten Durchgang muss er den Stein in den Kasten 2 werfen und später diesen beim Springen auslassen. So geht das Spiel weiter bis zum Kasten 9.

Wenn der Spieler einen Fehler macht (auf die Linie tritt, nicht den richtigen Kasten mit dem Stein trifft oder sich verhüpft) ist der nächste Spieler dran.

Sind reihum alle Spieler ausgeschieden, ist der erste Spieler wieder an der Reihe. Er macht an der Stelle weiter, an der er ausgeschieden ist. Sieger ist, wer alle Felder „durchhüpft“ hat.

Hahnenkampf

Zwei Kinder stellen sich in der Mitte eines abgegrenzten Feldes, z.B. ein Kreis oder Rechteck, gegenüber auf. Diese beiden verkörpern die Hähne. Sie stehen auf einem Bein und ihre verschränkten Arme stellen ihre Flügel dar. Ist das Verschränken der Arme den Spielern zu schwierig,

können beide auch durch Aufstellen der Hände in den Hüften die Flügel darstellen.

Auf ein Kommando hüpfen die beiden (auf einem Bein) aufeinander zu und versuchen mit ihren Flügeln den Konkurrenten aus dem Feld zu drängen oder zu erreichen, dass der andere das Gleichgewicht verliert und das zweite Bein am Boden aufstellt. Wer absetzt oder aus dem Feld tritt verliert die Runde. Zum Schluss treten die Sieger der einzelnen Spielrunden im Finale gegeneinander an, und ein Gesamtsieger wird ermittelt.

Reifentreiben

Mit einem Reifen vergnügten sich ebenfalls viele Kinder. Man benötigt einen Reifen und einen Stock. Mit dem Stock wird der Reifen vorangetrieben. Dabei darf er natürlich nicht umfallen. Man kann dafür auch einen Hindernisparcours aufbauen.

Früher benutzten die Kinder Fassringe von Bier- oder Weinfässern.



Reifentreiben
© creativecommons.org

Kreisel

Auch der Pindopp ist ein altes Spielzeug. Früher spielte man vor allem mit dem Peitschenkreisel (Pindopp). Er wird durch eine Schnur angetrieben. Mit der Peitsche erhält er dann Schläge, um ihn weiter anzutreiben bzw. ihn zu beschleunigen und um sich selbst zu drehen.



Peitschenkreisel
© creativecommons.org

Verstecken

Ein altes Spiel, das man auch schon zu zweit spielen kann. Ein Kind hält sich die Augen zu und zählt laut z.B. von 1 bis 50, während sich die anderen Kinder irgendwo in der Nähe verstecken.

Mit einem lauten „Ich komme!“ nach dem Zählen, macht man darauf aufmerksam, dass die Suche beginnt. Meist wird vorher durch einen Abzählreim bestimmt, wer die

Rolle des suchenden Kindes übernehmen soll. Der in der Ortstraße beliebteste Abzählreim ging wie folgt: Die Kinder stehen im Kreis und Eine(r) zählt ab. „Peter hat ins Bett geschissen, gerade aufs Paradekissen, Mutter hat’s geseh’n und du darfst geh’n. Geh’n darfst du noch lange nicht, sag mir erst, wie alt du bist.“

Dabei wird bei jeder aufgesagten Silbe der Reihe nach auf eines der in einem Kreis stehenden Kinder gezeigt und das Kind, auf das bei der letzten Silbe des Reims gewiesen wird, muss suchen.



William Bliss Baker
Hiding in the Haycocks
© creativecommons.org

Räuber und Gendarm

Bei diesem Spiel, eine Variante des Versteckspiels, werden zwei Gruppen, die Gendarmen und die Räuber, gebildet, welche nicht unbedingt die gleiche Anzahl an Spielern haben müssen. Oft werden auch nur einige Gendarmen und viele Räuber bestimmt, hier und da durch Wahl oder auch durch Abzählreim, zum Beispiel: „Ich und du, Müllers Kuh, Müllers Esel, dass bist du.“ Als Spielfeld benötigt man ein abwechslungsreiches Gelände aus großen freien Flächen und vielen Winkeln und Verstecken, z.B. der „Pudding“. Jeder hat sich an die vereinbarten Grenzen zu halten, da eine Kontrolle oft nur schwer möglich ist. Nach Spielbeginn haben die Räuber einen zeitlichen Vorsprung, um sich in alle Richtungen zu verteilen und zu verstecken. Danach müssen die Gendarmen sie suchen und auch einfangen. Dies geschieht meistens mit einem simplen Abschlagen. Wenn nun ein Gendarm einen Räuber fängt, so muss er ihn in das Gefängnis bringen. Der Räuber kann allerdings durch einfaches Abschlagen durch einen weiteren freien

Räuber wieder befreit werden. Für einen einzelnen Gendarmen ist es kaum möglich das Gefängnis ausreichend gut zu bewachen.

Knicker

Es gibt viele verschiedene Möglichkeiten mit Knickern aus Ton oder aus Glas zu spielen. Zum Beispiel so: Man bohrt mit der Verse eine kleine Delle in den Sand und glättet sie ein wenig. Von einer Startlinie aus, ungefähr fünf bis sieben Schritte vom Loch entfernt, versucht nun jeder Spieler mit seinen Knickern ins Loch zu treffen. Derjenige, der die meisten Knicker ins Loch getroffen hat bzw. die am dichtesten am Loch liegen, darf anfangen weiter zu spielen. Er soll versuchen, mit gekrümmtem Zeigefinger eine der nah am Loch gelegenen Knicker ins Loch zu schießen. Trifft er, darf er mit der nächsten Kugel fortfahren. Schießt er daneben, kommt der nächste Spieler dran. Wer die letzte Murmeln versenkt, hat gewonnen und darf alle Knicker als Preis behalten.



Knicker: Photo by Tup Wanders
© creativecommons.org

Drei Freunde – eine Straße (Episode 5)

Um die Wirtschaft anzukurbeln und damit auch ihre eigenen Einnahmen zu erhöhen, verliehen die Grafen von Hoya im 17. Jahrhundert etlichen Siedlungen die Fleckenrechte. Ein Flecken war eine Art „Minder-Stadt“. Ihm wurde ein gewisses Maß an kommunaler Selbstverwaltung zugestanden, die sogenannte „niedere Gerichtsbarkeit“ (keine Todesstrafen), bürgerliche Freiheiten und meist auch das Recht ein- bis dreimal im Jahr einen Markt abzuhalten. Auch waren Markttag Treffpunkte von Verwandten und Bekannten. Sie brachten ein wenig Abwechslung in den sonst gleichmäßigen, entbehrungsreichen Ablauf des täglichen Lebens.

200 Jahre später, die hoyauer Grafenfamilie war längst ausgestorben, erneuerte Georg II, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, das Recht drei

Kram-, Vieh-, Pferde- und Wollmärkte im Flecken abzuhalten: an den Montagen nach Fastnacht und Trinitatis und am Montag vor Martini. Gleichzeitig befreite er die ortsfremden Krämer und Händler von dem „Stedegeld“ (Standgeld) und vom Zoll beim An- und Wegfahren der Waren.

Wie ein roter Faden zieht sich durch die Jahrhunderte ein Streit um die Häufigkeit von Märkten, den Zeitpunkt der Märkte, des Ortes und den Voraussetzungen ihrer Durchführung. Auch

Nachbarflecken wie Steyerberg, Stolzenau oder Uchte nahmen Einfluss auf die Markttermine, um das Publikum nicht zu zersplittern und ja nur kein Publikum für die eigenen Märkte zu verlieren.

Die Märkte trugen nicht unerheblich zu den Einnahmen der Magistratskasse bei, denn in diese Kasse gelangten die Standgelder der einheimischen Marktbesucher und die nicht unerheblichen Strafgebühren wegen Verstößen gegen die Marktordnung. Dafür waren die „Probeherren“ verantwortlich. Der Trinitatis-Markt 1875 brachte dem Flecken 10 Thaler und 29 Groschen Standgeld für 82 Buden ein. Davon konnte der Gemeindediener zwei Monate lang bezahlt werden.

Der Standort der Märkte wechselte im Laufe der Jahre mehrfach zwischen Hausplatz, Löwinne und der Ortstraße, die zu der Zeit noch eine Sackstraße war, ohne Zufahrtsweg zum Schloss. Der Viehmarkt hatte zunächst am Pennigsehler Tor (Alte Wache) stattgefunden. Er musste aber von dort auf Beschwerden der Anwohner und der Besitzer der angrenzenden Felder auch in die Ortstraße verlegt werden, weil die Schweine die Wege und Felder zerwühlt hatten.

Schon zwei Wochen vor Marktbeginn hatten die Mädchen der Klöppelschulen ein Banner genäht, das von den Lehrlingen der Zünfte vom Rathaus bis zum Kaufhaus Brunotte quer über den Eingang zur Ortstraße gespannt worden war. Endlich war mal wieder „Prost Jahrmarkt“ in Liebenau!

Montag, 24. Mai, 1875

Schon am Sonntag hatte Heiner die von Schneider Hormann genähte, blaugelbe Marktfahne mit dem aufgestickten roten Grillrost des Heiligen Laurentius aus der Vitrine im Sitzungssaal des Rathauses geholt. Als die



Kirchenglocken den Markttag einläuteten, durfte Heiner sie zum ersten Mal ganz alleine am Giebel des Rathauses befestigen. „Der Markt zu Trinitatis ist eröffnet! Ab sofort gilt Marktfrieden im Flecken und in der ganzen Umgebung!“, schallte der laute Ruf des Bürgermeisters Wiegmann über die Dächer von Liebenau, unterstützt von den Hornbläsern der Liebenauer Feuerwehr.

Im Flecken herrschte bereits seit mehreren Tagen ein reges Treiben: Auf der einen Seite ehrbare Menschen wie Kaufleute, Händler, Handwerker und Ackerbauern, auf der anderen Seite fahrendes Volk, Gaukler, Scharlatane, Spökenkieker und Quacksalber. Sie alle schafften ununterbrochen ihre Waren in die Ortstraße und bauten dort ihre Verkaufsstände, Fahrgeschäfte, Bühnen und Zelte auf. So spiegelte sich auf engstem Raum in der Ortstraße für einige Tage die bunte Gesamtbreite der Bevölkerung der Provinz Hannover wider. Heiners Vater, der Gemeindediener und Marktmeister, achtete streng darauf, dass jeder den ihm zugewiesenen Platz einnahm und die Marktregeln befolgte. Mit seinen Freunden Schommi und Pio streifte Heiner um die Buden. Was gab es da nicht alles zu bestaunen! Besonders neugierig wurden sie an einem Zelt, über dessen Eingang ein Schild mit der Aufschrift



„Kuriositäten des Jahres“ (Absonderlichkeiten) hing. „Da müssen wir rein!“, war ihr gemeinsamer Gedanke. Doch der Kartenverkäufer verscheuchte sie sofort: „Das ist noch nichts für euch. Verschwindet!“ Nun waren sie erst richtig neugierig geworden. Sie schlichen um das Zelt herum und hörten gerade noch wie der Anheizer den nächsten Akt ankündigte: „Und nun Josef Pujol, der unglaubliche Furzkünstler aus Frankreich! Applaus, Applaus!“ Heiner zog sein Taschenmesser aus der Lederscheide und schnitt einen kleinen Spalt in den Stoff des Zeltes, durch den alle drei einen Blick ins Zelt werfen konnten. Ein kleiner Mann kletterte auf einen Tisch, zog sich die Hose runter und streckte sein nacktes Hinterteil hoch in die Luft. Eine ebenso kleine Frau steckte ihrem Partner einen Trichter aus Blech in den Hintern, ging zu einer Truhe und kam mit einer brennenden Kerze zurück, die sie in über einem Meter Entfernung vor den Trichter hielt. Der Furzkünstler stöhnte, presste und blies beide Backen auf. Da donnerte ein gewaltiger Furz durch den Trichter, die Kerze explodierte in einem Blitz und erlosch dann im Rauch der Gase. Die Menge johlte und forderte: „Zugabe! Zugabe!“ Doch so sehr sich Josef auch anstrengte, ein zweites Mal gelang ihm das Kunststück nicht.

Am Ende des Marktes, dort wo mit Pferden gehandelt wurde, trafen sie Heinfried, den Sohn des Schneiders Hormann. „Du, Heinfried, du glaubst nicht, was wir gerade gesehen haben.“ Nachdem sie ihr Erlebnis ausführlich erzählt hatten, meinte Heinfried nur: „Das kann ich auch. Das mache ich mit links!“ „Du sollst das nicht mit links machen, sondern mit deinem Hintern. Wir wetten um drei Glasknicker, dass du es nicht schaffst! Ich sause nur schnell noch nach Hause und hole einen Trichter aus Metall und eine Kerze!“ Und schon war Heiner weg. Die anderen machten sich hinter einem Schuppen zur Wette bereit. „Ich hab keinen Trichter aus Blech gefunden, aber hier ist eine Zeitung, die wird den Zweck wohl auch erfüllen.“ Pio schnappte sich die Zeitung, rollte sie zu einem Trichter zusammen und führte die Spitze in Heinfrieds Po ein. Der drückte und drückte, doch nichts passierte. „Du musst die Kerze dichter an den Trichter halten“, schlug Schommi vor. Und schon war es geschehen: Die Zeitung fing Feuer, Heinfried jaulte schmerzhaft auf und rannte, eine kleine Rauchfahne hinter sich herziehend, die Straße entlang nach seinem Elternhaus. Wieder johlte die Menge und forderte eine Zugabe. Doch davon war Heinfried überhaupt nicht begeistert!

Die drei Freunde schlenderten indessen weiter zum Krammarkt. Hier hatten Händler aus der Umgebung Bänke in langen Reihen aufgestellt, auf denen sie Waren anpriesen, die die Bürger Liebenaus nicht selbst herstellen konnten, vor allen Dingen Geschirr für den täglichen Haushalt, aber auch Käämme, Spiegel, Spangen und Bürsten. Diese Waren weckten natürlich nicht die Aufmerksamkeit der drei Jungen, eher schon freche Sprüche wie: „Komm‘se näher, komm‘se ran. Hier werden‘se genauso beschissen wie nebenan!“

Vor dem Grundstück der Familie Feldhaus hatte ein Bader seinen Stand aufgebaut. Vier Klappbänke waren vor einem mit einer roten Plane umhüllten Wagen aufgestellt. Auf der Plane stand in großen Lettern aufgemalt: Romeo Romani – Bader und Chirurg. Unter dem Trommelwirbel eines Jungen betrat ein nachlässig gekleideter Mann mittleren Alters die Bühne. Er hatte einen riesigen, fetten Körper und ein wettergegerbtes Gesicht, das von langem Haar und einem gekräuselten Bart von der gleichen rötlichen Farbe umgeben war.

„Guten Tag und guten Morgen“, begrüßte er die wartenden Leute. „Ich freue mich mal wieder in Liebenau und auch bei euch, den schönsten Frauen im Lande, zu sein. Heute Morgen gibt’s Unterhaltung, anschließend werden menschliche Krankheiten behandelt. Der Zirkus kostet nichts, die Heilung fast nichts!“ Dann hob er eine kleine Flasche in die Luft. „Dies ist ein ganz besonderer Trank. Ich hab die Kräuter bei Vollmond selbst gesammelt. Gebt mein universelles Spezificum euren Weibern und sie werden euch Kinder gebären, egal ob von euch oder von euren Nachbarn!“

Dann begann Romani mit Bällen, Holzringen und Tellern zu jonglieren und gab Zauberkunststücke zum Besten. Er brachte die Leute zum Lachen, erzählte Geschichten und sang lustige Lieder zum Mitsingen. Zum Schluss des Vormittags führte der Bader einen kleinen Bären, der einen Maulkorb trug, an einer langen Eisenkette auf das Podium. „Bruno der Bär!“, kündigte der Bader an. Der Bär legte sich auf den Boden und tat, als wäre er tot. Er rollte sich zu einem Ball zusammen, kullerte auf dem Boden herum, kletterte eine Leiter rauf und runter und drehte sich tollpatschig tanzend im Kreis, während der Bärenrecker (Bärenzieher) auf einer Flöte spielte. „Und jetzt wird Bruno mit jedem Herausforderer ringen. Wem es gelingt, ihn zu Boden zu werfen, bekommt einen Tiegel mit meiner kostbarsten Salbe.“

Wie zufällig versetzte Pio dem Heiner einen kleinen Schubs. Der taumelte einen Schritt nach vorn und der Bader rief: „Hier ist ein Liebenauer Bursche, der keine Angst hat!“ Aber ganz im Gegenteil, Heiner hatte mächtigen Bammel vor der großen Bestie, doch kneifen wollte er auch nicht, immerhin war er bei den Ringermeisterschaften im letzten Jahr hinter Brokhoffs Heinz der zweitbeste gewesen. Mit klopfendem Herzen umkreiste Heiner den Bären. Er stürzte sich auf Bruno, doch es war, als versuche er, einen großen Baum auszureißen. Bruno brummte nur, hob eine mit Stoff umwickelte Tatze und schlug



Hermann Pistor, Bärenführer
© creativecommons.org

träge zu. Der Schlag warf Heiner zu Boden. Noch im Fallen entdeckte er einen kleinen Griff am Halsband des Tieres. Heiner griff danach und zog kräftig daran. Bruno stieß einen Schmerzensschrei aus, wimmerte, duckte sich und bekam keine Luft mehr. Er ließ von Heiner ab und fiel auf den Rücken, alle vier Beine in die Luft gestreckt. Heiner hatte gewonnen und erhielt den versprochenen Preis. Nun hatte

er ein schönes Geschenk für seine Mutter. „Du warst spitze!“, lobten ihn seine Freunde. Und Heiner stürzte sich mit ihnen, aber mit immer noch weichen Knien, in das bunte Marktgeschehen.

Auf dem Viehmarkt war die Hölle los: Ein Jungbulle war durch den Schmerzensschrei des Bären dermaßen in Schrecken geraten, dass er durchs Gatter gebrochen war, quer über die anderen Stände gestürmt war und in der Bachstraße mit einem Sprung über den Zaun in Cohrs Kohlgarten gelandet war. Das Federvieh flatterte aufgeregt die Straße auf und ab, Kaninchen und Hasen rannten durch den Straßenstaub. Kühe, Schweine, Ziegen und Schafe waren in die angrenzenden, sumpfigen Wiesen geflüchtet und Cohrs Fiddi versuchte mit seinem Sohn Güssel den Jungbullen aus seinem Garten zu treiben. Doch je öfter sie ihn von einer Ecke in die andere jagten, umso wütender wurde der Bulle. Er scharrte mit den Vorderhufen, senkte die Hörner und stürzte schnaufend auf Fiddi los. Der konnte sich gerade noch durch einen Sprung über den Gartenzaun retten. Doch da kam auch schon Cohrs Helmut mit großen

Schritten und einer Meute von Hunden im Schlepptau in die Bachstraße galoppiert. Er ging auf den Bullen zu, streichelte sanft seinen Kopf und redete beruhigend auf ihn ein. Dann zog er ihm einen Strick durch den Nasenring und wie ein braves Lamm ließ sich der eben noch fuchsteufelswilde Bulle zu seinem Besitzer zurückführen.

Das Durcheinander hatte sich inzwischen gelegt, die entlaufenen Tiere waren wieder eingefangen und so konnte das Markttreiben weitergehen. Vor der Hecke zum Grundstück der Witwe Dohrmann hatte eine französische Wahrsagerin, Madame Cassandra, ihren Karren aufgebaut. „Hey, kuckt mal, wer da angeschlichen kommt!“, raunte Pio seinen Freunden zu. „Das darf doch wohl nicht wahr sein, der alte Pinselquäler Brettschneider“, meinte Heiner. Sich immer wieder vorsichtig umschauend, verschwand Brettschneider im Karren der Wahrsagerin. „Kommt mit, hinter den Wagen. Wir finden bestimmt ein Astloch oder einen Spalt zwischen den Brettern, wir müssen unbedingt wissen, was der von der Hellseherin will!“

Im Inneren des Karrens entdeckten sie viele magische Zeichen an den Wänden, mehrere Kerzen und Leuchter tauchten alles in ein unwirkliches Licht, und Räucherstäbchen verströmten ihren würzigen Duft bis nach draußen.

„Na, Meister Brettschneider, auch mal wieder da?“, begrüßte Madame Cassandra ihren Kunden. „Ist mit der Frau inzwischen alles klar, oder ist sie immer noch so zänkisch und halsstarrig?“ „Ach, es geht so. Ich habe alles so gemacht, wie ihr mir geraten habt: Bevor ich ins Bett ging, habe ich etwas Rosmarin um die Betten gestreut, und dreimal diesen Spruch aufgesagt: *Wut und Zorn mögen sich legen und Friede und Liebe mögen wieder einkehren in unsere Herzen, in diesen Raum.* Dann habe ich noch einen Rosmarinzwig unter jedes Kopfkissen gelegt. Das hat auch einige Zeit gut gewirkt, aber inzwischen ist der Zauber längst wieder verflogen.“

„Und wie ist es mit der Liebe?“ „Auch da hat euer Ratschlag mit den Hunden auf der Straße gewirkt. Aber ihr glaubt nicht, wie lange es gedauert hat, bis ich meine Frau endlich auf der Straße hatte! Doch heute bin ich aus einem anderen Grund da: Ich will meinen Betrieb vergrößern und dazu brauche ich eure Vorhersage, ob auch alles gutgeht!“

„Na, dann wollen wir mal die Sterne befragen. Werner Brettschneider, geboren am 1. Mai 1835 in Liebenau“. Madame Cassandra schlug in

vielen Kalendern, Tabellen und Zeichnungen nach und sagte dann hoch erfreut: „Macht euch keine Sorgen, die Sterne meinen es gut mit euch. Der für den wirtschaftlichen Erfolg verantwortliche Pluto steht in eurem Sternbild Schütze noch viele Monde im Licht des Orion. All eure Pläne werden in Erfüllung gehen. Doch zum Ende Herbst hin macht sich Pluto aus dem Staube. Da müssen wir schnell mal die Karten fragen.“ Madame Cassandra mischte ein Kartenblatt und ließ Meister Brettschneider eine Karte ziehen. „Wie ich es mir gedacht habe, die rote Dame! Eine neue Frau tritt in euren Lebenskreis. Wenn ihr noch mehr wissen wollt, muss ich die Kristallkugel befragen. Das macht aber 10 Groschen extra!“

Madame Cassandra strich fast zärtlich mehrere Male über die Kugel und murmelte beschwörend dazu: „*Küglein, Küglein in meiner Hand, wer ist die Neue im Liebenauer Land?* Ich sehe eine junge Frau, die Haut so weiß wie Schnee, die Augen so blau wie der Himmel und das Haar so schwarz wie Ebenholz. Und an der rechten Hand trägt sie einen Ehering! Doch was ist das? Es wird alles so rot wie Blut! Das verspricht nichts Gutes. Meister Brettschneider, haltet euch fern von dieser Frau, auch wenn sie



woman, Hellseherin
© pixabay.com

noch so schön und begehrenswert ist, sie wird euer Verderben sein!“

„Habt ihr nicht ein Zaubermittel gegen die drohende Gefahr?“ „Nein, gegen eheliche Untreue gibt es bei mir keine Hilfsmittel. Das müsst ihr mit eurem eigenen Gewissen austragen. Auf Wiedersehen, Meister Brettschneider!“ Der mischte sich ungeschrien unter das Volk und entfernte sich rasch.

„Und ihr drei da, hinter meinem Karren. Wenn ihr glaubt, ihr könnt eine Hellseherin unbemerkt beobachten, so habt ihr euch getäuscht. Entweder ich zeige euch jetzt bei den „Probeherren“ an oder ihr holt mir ein großes Stück getrockneten Butterkuchen bei den Bäckern an den Brot-

, Gebäck- und Kuchentischen!“



Hans Kadereit, Karussell-Nachbau
© via Wikimedia Commons

Auch an den Ständen mit den Konditoreiwaren war alles in heller Aufruhr. Die drei „Probeherren“ hatten einen Bäcker aus Nienburg fest im Würgegriff und führten ihn dem Rathaus zu. „Meine Gewichte sind in Ordnung, die Gewichtstücke, die ihr beschlagnahmt habt, gehören einem Handelsmann aus Hannover. Ich bin unschuldig!“ „Ruhe jetzt, wenn ihr

noch weiter so tobt, legen wir euch Handfesseln an. Das Marktgericht wird die Angelegenheit schon klären. Eure beanstandeten, und zu leicht befundenen Waren werden erst einmal eingezogen, und wenn ihr schuldig seid, unter die Armen des Fleckens verteilt!“

Heiner, Schommi und Pio gehörten zwar nicht zu den Armen des Fleckens, sie nutzten aber sofort das Durcheinander aus, um umsonst an einige Stückchen Butterkuchen zu kommen und sie der Madame Cassandra zu bringen.

Und weiter ging's. Vorbei an den Ständen, wo Bauern aus Liebenau und aus der Umgebung Gemüse, Obst, Früchte und Milcherzeugnisse anboten. „Donnerschlag, die spinnen wohl, die Asendorfer! Ein Pfund Butter für fünf Groschen. Das ist ja Wucher, bei Hentschels kostet es nur drei“, regte sich Heiner auf. „Das ist Marktwirtschaft“, belehrte ihn der Asendorfer Händler, „je teurer etwas ist, desto besser muss es sein, das glauben nun einmal die Leute. Dabei mache ich meine Butter genauso wie Hentschel. Aber behaltet das bloß für euch!“

Heiner wollte seine neuen Erkenntnisse gleich beim Kartoffelbauern Wittmershaus anbringen, doch der konterte nur: „Du, Kloakschieter, mienen kann ik so schnell waschen wie ik will, und jüst so moake ik dat oak mit miene Kartuffels!“

Neben den Bänken mit den Erzeugnissen der Bauern stand ein handbetriebenes Kinderkarussell. „Dazu sind wir ja eigentlich schon zu alt. Aber heute gönnen wir uns mal was!“, meinte Pio froh gelaunt. Die Jungen kramten aus ihren Hosentaschen ein paar Markt Groschen hervor, die sie von Eltern und Verwandten bekommen hatten. Sie schwangen sich auf die Holzpferde und riefen dem Karussellbremsen übermütig zu: „Nun dreh mal kräftig, wir wollen auch was spüren für unser Geld!“

Am Ende der Straße überboten sich die Sensenschmiede und andere Handwerker im Anpreisen ihrer Schneidewerkzeuge. Bald war die Zeit zum Grasmähen dran und auf dem Markt konnte man die Sensen erheblich billiger erwerben als bei herumziehenden Hausierern. Von links krächte es: „Eine Sense, gut und genau, kauft man bei Süchting, G. aus Liebenau“. Die Antwort kam von rechts: „Die schärfste Sichel, das weißt du genau, gibts bei Süchting, K. auch aus Liebenau!“ „Ein Reisigbesen, auch für die gute Stube, nichts wie hin, zu Dude!“

Zwischen Handwerker- und Wollmarkt hatte sich ein Bänkelsänger mit Drehorgel und Äffchen gedrängt. „Diebe, Mörder, Lumpenpack, holde Damen, Männer mit und ohne Sack. Hereinspaziert, hereinspaziert. Ich habe euch die neusten Nachrichten aus aller Welt mitgebracht. Die erste, ein abscheulicher Mord an einem Schneidergesellen. Ganz in eurer Nähe, in der Liebenauer Heide! Bezahlt wird erst, wenn es euch gefallen hat!“ „Nichts wie hin“, meinte Pio, und sie setzten sich in vordere Reihe, damit sie auch alles genau mitbekamen. Der Bänkelsänger hatte inzwischen ein Bettuch aufgespannt, auf dem mehrere bunte Bilder zu sehen waren. Mit Begleitung auf der Drehorgel und mit einem Zeigestock brachte er die schaurig-schönen Verse der Moritat den Zuschauern dar.

Immer wieder klatschten die Zuschauer Beifall oder gaben Schreie des Gruselns von sich. „Ich glaube die Geschichte hat allen gefallen. Hilft mir jemand beim Einsammeln des Eintritts? Danach geht es gleich weiter!“ Schommi sprang sofort auf, ergriff den Hut des Bänkelsängers, setzte sich den Affen auf die Schulter und ging mit dem Hut durch die Reihen. „Das hast du sehr gut gemacht“, lobte ihn der

Der Mord an einem Schneidergesellen



Und er eilt zur Wirtshausstube, / Wirt und
Wirtin waren froh, / doch der Wirt, der war ein
Kube, / und die Wirtin, die war roh!

Und es schlief die arme Seele, / Wirt und
Wirtin traten ein, / schnitten kalt ihm ab die
Kehle, / grad als ob er war ein Schwein.

Raubten alles dann dem Armen / Und,
daß nichts entdeckt sollt' sein, / schoben sie ihn,
ohn Erbarmen, / in den Backofen hinein.

Von des Schneiders Hirtisch verbrüet / sich
so garlich ein starker Duft, / ein Erbarmen des
Mordes deutet / und bringt alles an die Luft.

Hingerichtet, voller Neue / sieht man hier
des Mordes Blut, / dann kam sie auch an die
Reihe, / dem g'schieht's recht, der so was tut.

fahrende Sänger, „hier hast du 5 Pfennige zur Belohnung!“

Das verdiente Geld musste natürlich sofort für die Schiffsschaukel ausgegeben werden. Heiner und Schommi schafften sogar einen Überschlag, was ihnen eine weitere Freifahrt einbrachte. Pio gelang das leider nicht. Er hatte noch nicht genug Kraft in seinen dünnen Beinen.

Neben den Handwerkern war der Wollmarkt. Die Stände mit den Liebenauer Klöppelspitzen waren dicht umlagert. Am meisten begehrt waren die „Point de Lille-Spitzen“, die die Klöppelschülerinnen für das Hochzeitskleid von Lilly, der Tochter des Amtmannes von Liebenau hatten umsonst klöppeln müssen (s. Heft 3, S. 68). Aber auch die Nachfrage nach den Wollen, Garnen, den feinen Leinestoffen und den Blaudruck-Tüchern war sehr groß. Besonders die wertvollen Stoffe der Schön- und Schwarzfärber waren für die Aussteuer sehr begehrt. So hätten alle Marktbesucher und Besucher zufrieden nach Haus gehen können, wenn da nicht der schreckliche Lärm vor der „Alten Wache“ gewesen wäre.

Da kam auch schon Rädickers Löper mit einer Jägerzaunlatte in der Hand angetrabt. „Los, kommt sofort mit, die Steyerberger haben sich den ganzen Tag an den Bremer Buden herumgetrieben, sich mit dem billigen „Hemelinger“ besoffen und nun haben sie sich auch noch an unsere Mädchen herangemacht. Meine Schwester Lisbeth haben sie sogar versucht zu küssen. Das können wir nicht auf uns sitzen lassen. Das gibt Krieg!“

„Das geht ja nun gar nicht!“, bekräftigte Pio, der kleinste unter ihnen. „Auf in den Kampf!“ „Wartet noch einen Augenblick, ich muss noch kurz ins Rathaus und mir eine Waffe holen“. Schon war Heiner im Rathauseingang verschwunden und kam mit der Marktfahne zurück. „Was soll denn das?“, wollte Schommi wissen. „Ich habe in der Eile nichts Besseres gefunden. Die Stange kann ich aber prima als Knüppel benutzen!“

Dann stürzten sie sich ins Kampfgetümmel. Es gab mächtig was auf die Nasen, Augen und Ohren. Die herbeigeeilten Landgendarme aus Liebenau, Stolzenau und Steyerberg versuchten immer wieder die Kampfahne zu trennen. Doch kaum war es an der einen Stelle gelungen, flammte die Kloppelei an einer anderen Stelle wieder auf.

Da wurde es dem Bürgermeister Wiegmann zu bunt. Er blies in sein Horn und schrie: „Sofort aufhören. Wir beenden die Streitigkeiten auf

sportliche Art! Wir machen einen Staffellauf vom Rathaus über beide Brücken, am Hausplatz vorbei, um die Löwinne herum, durch die Grüne-, Dreck-, und die Langestraße zurück zum Rathaus. Jede Partei stellt fünf Läufer. Wer zuerst am Rathaus ankommt, ist der Sieger. Als Preis bekommen die Sieger freien Eintritt zum Markttanz. Schiedsrichter ist Eickhofs Ernst!“

Unter dem Gejohle der Zuschauer startete Ernst das Rennen. Keine Partei gab sich eine Blöße, die Steyerberger lagen bis zum letzten Läufer einige Meter in Führung. Doch dann kam Räckers Löper. Er holte Meter um Meter auf, aber überholen konnte er den letzten der Steyerberger, Hunten Jan, nicht mehr. Brust an Brust gingen sie durchs Ziel. „Unentschieden!“, verkündete Eickhofs Ernst. „Beide Mannschaften bekommen freien Eintritt zum Markttanz, aber bei der geringsten Kleinigkeit buchte ich beide Parteien ein!“, bekräftigte der Bürgermeister das Urteil.

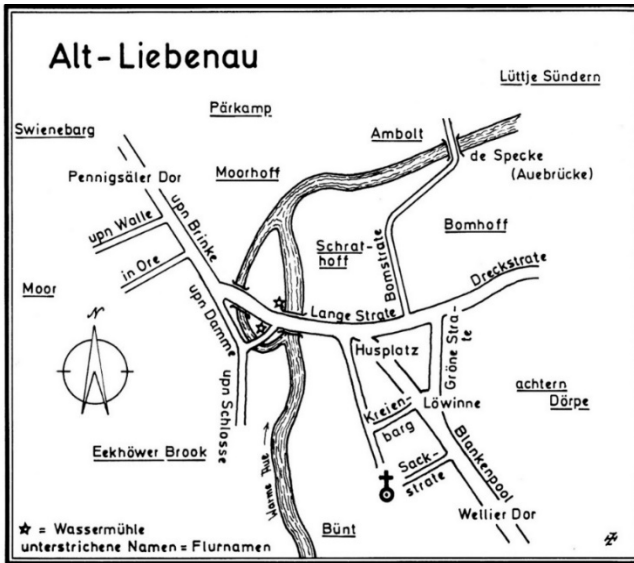
Somit war die Marktfahne die alleinige Leidtragende, weil sie bei der Schlägerei mehrere Risse davongetragen hatte. Doch das hinderte die Liebenauer nicht daran, sie großzügig dem Nienburger Museum zu spenden.

Eine Liebenauer Marktfahne in den Farben der Welfenherrscher gelb und weiß.

Zu erahnen ist die Widmung dem Sankt Laurentius. Sein auf der Fahne eingestickter Bratrost diente auch als Warenzeichen der Liebenauer Blankschmiede.

FOTO: MUSEUM NIENBURG





Alt – Liebenau , um 1800, Ortstraße = in Ore



Ortskern Liebenau – Luftaufnahme, Juni 2019
FOTO: GERO SOMMERFELD

Einmal im Jahr, am ersten Juli-Wochenende, ist die Liebenauer Ortstraße Mittelpunkt des dörflichen Lebens. Vor dem Rathaus treten am Schützenfest-Samstag die Korporalschaften an. Unter den Klängen des Präsentiermarsches findet hier die Eingruppierung der Gemeindefahne, der Könige, des Bürgermeisters oder der Bürgermeisterin, des Rates, des Gemeindedirektors und der Fahnenabordnungen der Vereine in den Festzug statt.



Diese drei Häuser haben den Brand von 1869 überstanden.



Wasch-, Bleich- und Trockenplatz an der Bäke

FOTOS: HEIMATVEREIN LIEBENAU